

# 1

## *PROLOG*

„Elke, komm endlich runter! Hör auf zu schreien. Ich will dich nicht umbringen. Ich fahre nur achtzig. Wir sind auf der Stadtautobahn und gleich im Buckower Damm.“

Lutz versuchte mein Gezeter, ob er mich mit seinem rasanten Fahrstil umbringen wolle, nachdem ich den DDR-Knast lebend überstanden hatte, lautstark zu übertönen. Diese klare, mein hysterisches Geschrei übertönende Ansprache, ließ mich plötzlich verstummen.

„Kannst du dir vorstellen, dass auch ich völlig fertig bin. Heute Mittag bin ich in Gießen losgefahren, dann noch der kurze Abstecher in unsere Braunschweiger Wohnung, um meine verschwitzten Sachen zu wechseln. Was für eine Hetzjagd, damit ich pünktlich am Flughafen Tegel bin, um dich in Empfang zu nehmen.“

Irgendwie sickerte in mein Bewusstsein, das mein Bruder ja Recht hatte. Es war eine Bravourleistung von Lutz, nicht zu vergleichen mit meinem ruhigen Dahintümpeln im Zubringerzug von Gießen nach Frankfurt, dann mein Rumdösen auf dem Flughafen, um letztendlich mit der PAN-AM nach Westberlin geflogen zu werden. Abrupt hielt ich meinen Mund, klammerte mich mit beiden Händen noch etwas fester am Polster des Beifahrersitzes fest und konnte marginal die Gegend erhaschen. Draußen wurde es langsam dämmerig an diesem sommerlich heißen 16. Juli 1982, meinem zweiten Tag in der Freiheit. Die Stadtautobahn war zwei-bis dreispurig, die Autos glitten leise, ohne nennenswerte Auspuffgase dahin. Links und rechts huschten Wohnhäuser mit großen Werbeausschriften vorbei und Autobahnabfahrtschilder mit unbekannt Namen wie Spandauer Damm, Kaiserdamm tauchten vor mir auf. Endlich, endlich, dachte ich nur, ein mir bekannter Name - Kurfürstendamm. Das war es aber dann schon mit dem Wiedererkennungswert meiner Stadt, meinem Berlin, in dem ich groß geworden bin.

Der Buckower Damm war vierspurig, unterteilt mit einem grünen, baumbestandenen Mittelstreifen. Selbst auf dem Bürgersteig waren zahlreiche Bäume gepflanzt, vor dem vierstöckigen Wohnkomplex wuchsen kleine Büsche auf der vorgelagerten Rasenanlage.

„Die Wohnung ist vom Arwobau. So eine landeseigene Gesellschaft, die an westdeutsche Arbeitnehmer zeitvermietet. Habe ich mit Hilfe meiner Arbeitsstelle bekommen“, klärte Lutz mich auf, während er die Hauseingangstür aufschloss.

Als Lutz die Wohnungseingangstür öffnete, kam Sabine auf mich zu und schloss mich inniglich in die Arme.

„Dünn bist du geworden.“

„Blieb wohl nicht aus.“

„Willst du eine Stulle essen?“

„Ich glaube, ich bekomme nichts runter. Wo ist denn Julia?“

„Bei der großen Oma. Wir hatten gedacht, dass es vielleicht heute ein bisschen viel für uns alle ist und obendrein sicher auch zu eng in diesem kleinen Appartement.“

Der Flur war winzig, gegenüber ein kleines Bad mit Toilette und Dusche, gleich links schloss sich das Wohn-Schlafzimmer mit einer schlauchartigen Küchenabtrennung an.

„Für Lutz, ich bin ja noch häufig in Braunschweig, war es ein richtiger Segen, dass er diese Wohnung bekam. Für eine Person ist sie ganz niedlich mit ihren 34 Quadratmetern, aber schon zu dritt wird es etwas schwierig. Wird Zeit, dass wir endlich eine Wohnung bekommen. Ich bin ja schon ständig auf Wohnungssuche, aber im Augenblick scheint es aussichtslos zu sein.“

Ich nahm das Zimmer in mir auf. Am Fenster, über der Heizung eine Holzplatte mit zwei Stühlen, daneben eine Klappcouch, dann ein Feldbett, davor eine Luftmatratze, mittig im Raum ein kleiner Couchtisch mit zwei Schalsesselchen, an der gegenüberliegenden Wand ein Unterschrank mit einem niedlichen Fernseher von der Größe, wie wir ihn in den 60er Jahren unserer mütterlichen Wohnung in Karlshorst hatten. Hinter der Tür eine Glasvitrine und ein kleines Bücherbord. Es war sauber, für mich nach der Gefängnis-Zellen-Zeit anheimelnd, aber unübersehbar eine Transitstation und kein trautes Heim.

„Also, Elke, wenn du müde bist, kurz die Schlafeinteilung. Lutz ist der einzige der Arbeit hat, er muss morgen früh raus. Er bekommt das Bett. Du kannst auf dem Feldbett schlafen und ich haue mich auf die Luftmatratze.“

Komm setz dich, jetzt rufen wir erst einmal die große Oma und Julia an, damit sie wissen, dass alles gut geklappt hat.“

Selbst das grüne, stationäre Telefon, mit der runden Wählscheibe kam mir wie ein trautes Relikt aus DDR Zeiten vor.

Sabine wählte die 509 92 89, meine alte Nummer, plus der Vorwahl für Ostberlin und es kam auch nach wenigen Rufzeichen die erhoffte Verbindung zustande.

„Na, meine Kleine, alles in Ordnung?“

„Ja, Mutti, bin wohlbehalten hier im Buckower Damm gelandet. Ziemlich k.o., da ich seit fast vier Tagen nicht mehr geschlafen habe, aber das wird schon.“

Innerlich fragte ich mich zum wiederholten Male, warum Austi als DDR-Rentnerin, nicht bei uns sein konnte. Warum die DDR ihr mit dem Freikauf von Lutz die Reiseerlaubnis entzogen hatte. Und dennoch war es unendlich schön, ihre Stimme zu hören, obwohl wir alle sicher waren, dass dieses Telefonat von der Stasi mitgeschnitten wurde. Noch ein kurzer Plausch mit meiner nunmehr neunjährigen Nichte Julia, die ich vor zweieinhalb Jahren das letzte Mal gesehen hatte.

Lutz hatte sich in der Zwischenzeit Cola mit Cognac eingegossen, Sabine und mir ein Glas Rotwein. Endlich konnte ich die mich bewegenden Fragen stellen.

„Warum nicht nach Braunschweig, wie ursprünglich geplant. Eure Schwiegereltern hatten doch sogar angedacht, dass ich eine Praxis am Kohlmarkt aufmachen sollte. Wollten die mir ja sogar finanzieren. Ich bin ja dankbar, dass wir in Berlin sind, aber ich verstehe es einfach nicht.“

Lutz holte tief Luft.

„Ach weißt du, Elke, es ist alles viel komplizierter als wir angenommen haben. Diese Versprechungen, wir bekommen ganz locker Arbeit, die unseren Qualifikationen entspricht, waren reine Hirngespinnste. Als ich in Braunschweig eintraf, kümmerten sich Tatjana, Peter und auch die Schwiegereltern rührend um mich. Ich war krankgeschrieben bis Januar 82. Habe nicht zu zählende Bewerbungsschreiben losgeschickt. Nichts. Bei einem Vorstellungsgespräch im Landesmedizinaluntersuchungsamt in Hannover wurde mir zwar eine Stelle versprochen, nur gehört habe ich dann nie wieder etwas von denen. Die Mutter ist sogar soweit gegangen, mir anzubieten, den Hausmeister bei ihr im Hotel am Kohlmarkt zu machen. Sie meinte es sicher gut, da sowohl sie, wie der Schwiegervater und auch Tatjana und Peter unbedingt wollten, dass wir uns in ihrer Nähe sesshaft machten. Aber schon der Gedanke war

unerträglich. Als promovierte Biochemiker zum Haushandwerker aufzusteigen. Dann hätte ich ja gleich bei der durch die Stasi zugewiesenen Stelle als Disponent im Holzhandel in Lichtenberg anfangen können.“

Lutz schüttelte, offensichtlich noch immer ungläubig über das Angebot seiner Schwiegermutter, frustriert den Kopf und goss sich Cognac nach, Sabine und mir ein weiteres Glas Rotwein.

„Den Geburtstag von Julia feierten wir noch alle zusammen in Braunschweig, aber die Stimmung war insgesamt schon extrem angeschlagen. Hajo L., mit dem ich ja im Knast zusammen war, wohnte zwischendurch bei mir. Die Schwiegermutter versuchte uns auszuspielen, hat ihn geliebt und mit zahlreichen Sticheleien mir immer versucht zu vermitteln, dass Hajo ihr als Schwiegersohn unendlich lieber sei. Kurz, die emotionale Situation zwischen uns allen wurde immer belastender. Als Sabine im Januar kam, war noch mal kurzzeitig Friede Freude Eierkuchen, aber dann brockelte es auch zwischen Sabine und den Schwiegereltern. Braunschweig war halt ein Dorf, wir hatten zu dieser Stadt keinerlei Beziehung. Fräbels haben sogar in Meine schon nach einer Wohnung für uns gesucht, aber auf einem Dorf, ohne Arbeit, ohne Perspektive, das ging nicht. Na und da sind wir kurzerhand nach Berlin gefahren.“

Lutz fing an zu schmunzeln.

„Aber weißt du, Schwelle, was das Tollste war. Als wir in Berlin eingefahren sind, fingen Sabine und ich spontan zu trällern an. Irgendwie hatten wir das Gefühl, wir kommen nach Hause. Sabine schlief bei Sybille, kennst du doch, Sybille R. aus der Cäsarstraße und ich bei Georg in Buckow. Georg hatte alle Stellenanzeigen der letzten Wochen gesammelt und dick eine Einjahresstelle bei der GSD als Anzeige gemarkert. Habe mich dort sofort beworben. Die Chef's fanden mich gut und ich konnte vor einem Monat, zum 15. Juni, gleich anfangen. Damit ist allen, Fräbels und auch den Schwiegereltern die Klappe runtergefallen. Sie hatten überhaupt kein Verständnis dafür, dass ich nach Berlin gehe, nicht das mache, was sie von mir wollen. Hausmeister als Interemslösung, auf dem Dorf nach Möglichkeiten suchen, abwarten. Um des lieben Friedens willen, pendelte ich dann immer an den Wochenenden zwischen Berlin und Braunschweig hin und her. Julia war ja auch in Braunschweig eingeschult. Sabine hatte zunehmend die Nase voll. Jedes Anschaffung von uns wurde kritisiert, ihr vorgehalten, selbst unser Schrankbett, was wir uns gekauft hatten.“

„Weißt du Elke“, unterbrach Sabine Lutz, „wie mein Vater und Mutter Ilse immer in Karlshorst anboten, ihr könnt eine von unseren Eigentums-

wohnungen haben. Die haben wir auch bekommen im Bruchtorwall, aber natürlich nicht ohne die nötige Mietzahlung von 400 DM inklusive Treppenreinigung, entgegen der ursprünglichen Versicherung, dass wir selbstverständlich mietfrei wohnen können. Die Wohnung war ja nicht schlecht, kleine Zweizimmerwohnung, aber mit dem Arbeitslosengeld sicher schon auf absehbare Zeit nicht bezahlbar. Jede noch so kleine Anschaffung hat Mutter Ilse kritisiert. Irgendwann war der Kanal bei mir voll, als auch noch unser Schrankbett, damit Lutz und ich endlich die Nächte, ohne Julia mit im Zimmer, schlafen konnten als Fehlkauf benörgelt wurde. Schließlich könne man auch vorübergehend zu dritt in einem Zimmer schlafen. Wozu Julia in das zweite Zimmer einziehen lassen. Völlig unnötig. Bevormundungen über Bevormundungen. Ich hatte es bis zur Halskrause satt, wenn Lutz in der Woche nach Berlin fuhr und ich unter die sogenannten liebevollen Fittiche von Mutter Ilse genommen wurde. Als am 24. Juni die großen Ferien für Julia begannen, sind wir gleich in der nächsten Woche komplett alle nach Berlin gegangen. Für Julia haben wir die Einreise nach Ostberlin zur großen Oma beantragt und auch genehmigt bekommen und ich klappere seit zwei Wochen die Wohnungsanzeigen ab.“

„Ziemlich erfolglos bisher. Aber weißt du Elke, Bobby ist jetzt auch nach Berlin gekommen und hat vielleicht schon Aussicht auf eine Wohnung“, tönte Lutz, während er wieder unsere Gläser füllte.

„Wie ist denn Bobby in den Westen gekommen?“

„Über Ausreiseantrag. Dieser ist dann kurz vor meinem Knastfreikauf im Sommer 81 genehmigt worden und die ganze Familie war nach München gegangen. Bobby hatte ja schon immer einen Faibel für die Stadt, konnte sogar bei einem Architekten Kollegen Arbeit finden, aber die Wohnung war mit Schimmelpilz nur so durchgesetzt. Schrecklich. Letztendlich wollte er mit aller Macht zurück nach Berlin, weil sein ehemaliger Chef vom Institut für Gesellschaftsbauten hier in Westberlin war und ihm eine Stelle bei einem Kollegen am Kaiserdamm angeboten hatte und ihm auch gleichzeitig seine Wohnung im Luckeweg überlassen wollte. Bobby hat gerade alle Anträge bei der Wohnungsbaugesellschaft eingereicht.“

„Aber ihr habt doch sicher auch schon eine Wohnung im Visier?“

„Nein, aktuell keine Aussicht auf eine Wohnung. So wie es scheint, hat Sabine auch keine Aussicht auf Arbeit. Selbst Julia ist nicht besonders glücklich in der Schule in Braunschweig. Es ist schon ein Glücksumstand, dass ich jetzt wenigstens halbwegs was passendes als Chemiker gefunden habe und nicht als Hausmeister in Braunschweig jobben muss.“

Lutz schmunzelt leicht bei dem Gedanken. Aber so schnell wie das schiefe Lächeln auf sein Gesicht geraten war, schien es auch schon wieder verschwunden und Lutz sah gedankenversunken aus dem Fenster.

„Wir sind uns nicht mehr sicher, ob wir den richtigen Weg gegangen sind.“

„Versteh ich nicht? Was heißt hier den richtigen Weg gegangen sind? Meinst du damit, dass ihr von Braunschweig weg seid?“

„Nein, Elke!“

Wie ein resignierter Aufschrei hallten die Worte von Lutz durch das Mini Appartement. Ich sah erst Lutz, dann Sabine an, die mit gesenktem Kopf, sich fast wie eine Kugel einigeln, auf ihrem Stuhl saß. Mir schwirrte der Kopf. Nicht nur vom Rotwein, der mein Gehirn umnebelte, nicht von den mehr als drei Tagen kompletter Schlaflosigkeit, sondern vor allem von den Worten:

„Nein, Elke. Wir sind uns überhaupt nicht mehr sicher, ob wir insgesamt das Richtige getan haben. Ob die Entscheidung, einen Ausreiseantrag aus der DDR zu stellen, die richtige war. Hier scheinen uns alle Probleme wieder einzuholen.“

Ungläubig guckte ich abwechselnd von einem zum anderen, starrte schließlich in mein Weinglas und die Gedanken brausten nur so durch meinen Kopf. Das können die beiden doch nicht wirklich ernst meinen? Hatten ihre bundesrepublikanischen Erfahrungen, knapp ein Jahr Westen für Lutz, noch nicht einmal sechs Monate bei Sabine, alles was uns in der DDR bewegte, was wir verachtet und bekämpft hatten, so in den Hintergrund treten lassen, dass für sie das Verbleiben in der DDR das kleinere Übel zu sein schien als im Westen die neue Integration zu meistern?

Ich war gestern früh im Westen angekommen. Nach zweieinhalb Jahren Inhaftierung, zuerst in der staatsicherheitseigenen Untersuchungshaft Pankow-Kissingen-Straße, dann dem Frauen Alcatraz der DDR „Hoheneck“, Endstation im Stasi-Gefängnis in Karl-Marx-Stadt, war ich mit einem der Häftlings-Freikauf-Busse nachmittags im Auffanglager Gießen gelandet. Ein Wechselbad der Gefühle und überdrehte Müdigkeit ließen keine klaren Gedanken aufkommen. Dazu kam, dass ich nicht einmal im Ansatz ein Leben im Westen beurteilen konnte. Westfernsehen, Erzählungen von Westverwandten bei ihren Besuchen in der DDR waren sicher kein Ersatz für persönliche Erfahrungen. Die hatten aber Lutz und Sabine. Dennoch. Lutz konnte doch nicht vergessen haben, dass er anderthalb Jahre im Knast war, wegen nichts. Nur weil er, Sabine und Julia nicht in diesem Land bleiben wollten, dass jede Eigeninitiative, die nicht staatskonform war, bitterböse

bestrafte. Die andersdenkende Menschen praktisch mit einem Berufsverbot belegte, wie bei Lutz praktiziert. Diese rote Diktatur, die nur ein Maß kannte, wenn du nicht für mich bist, dann bist du gegen mich und ich werde dich mit all meiner Staatsmacht entmündigen, demütigen oder auch zertreten. Dieser Staat, der seine Bürger hermetisch von der Welt abriegelte. Nicht wie uns in den über 20 Jahre zurückliegenden Mauerbau immer wieder propagandistisch oktroyiert wurde, der Klassenfeind, insbesondere das revanchistische Westdeutschland wird mit dem antifaschistischen Schutzwall abgewehrt. Oh nein, denn die Wessi konnten ja rein und raus. Selbst viele aus den sozialistischen Bruderländern konnten rein und raus in die DDR, nur wir DDR Bürger nicht, wir konnten nicht rein und raus. Selbst Polen wurde für uns als Reiseland gesperrt als die Solidarność Bewegung dort zu Höchstformen aufstieg.

Das alles muss ich wohl auch bruchstückartig in die Diskussion geworfen haben.

„Nein, Lutz, wir haben das Richtige gemacht“, und erntete nur ein Kopfschütteln, ein weiteres Glas Rotwein sowie ein:

„Elke, du weißt nicht was dich erwartet. Alle unsere Probleme rennen uns hinterher. Der Westen ist kein Zuckerschlecken. Wenn die bei der Stellensuche nur hören, dass man aus dem Osten kommen, wirst du salbungsvoll, nahezu pastoral, stets freundlich raus expediert. Man erklärt dir, dass du auf jeden Fall von ihnen hörst. Das war's. Wir haben hier die gleichen Probleme wie in der DDR.“

„Ach Unsinn, Lutz. Wir packen das schon. Die DDR ist vorbei. Vielleicht war Braunschweig einfach nicht das richtige Pflaster. Wir packen das schon!“

Sabine hatte sich still, unbemerkt während unserer intensiven Diskussion, auf ihre Luftmatratze gelegt und war augenblicklich eingeschlafen. Mir schwirrte der Kopf und plötzlich wurde mir speiübel. Ich torkelte auf den Flur in die Toilette, hechtete vor das Klobecken, konnte gerade noch den Toiletendeckel aufklappen und kotzte all diesen emotionalen Wirrwarr, kniend, würgend, benebelt, aus mir heraus. Es wollte überhaupt kein Ende nehmen, als ich plötzlich Lutz wahrnahm, der sich vor die Dusche geworfen hatte und gleichfalls nur noch erbrach. Meinen Blick wohl wahrnehmend, wendete er sich zwischen zwei Cognac-Rückwärts-Attacken mir zu und lächelte mich verkrampft an.

„Willkommen im Westen, Schwelle.“

Irgendwie hatte ich es geschafft, die Nacht auf meinem Feldbett in einem angstfreien, gedankenlosen Dämmer-Wecksacken-Wachzustand zu verbringen. Was für ein Fortschritt, gemessen an dem schlaflosen Zustand der Tage zuvor. Zum Frühstück musste ich von Sabine nicht lange gebeten werden. Mein erstes Frühstück in der wiedergewonnenen Freiheit im Kreise der Familie war wundervoll. Es war klar, dass ich nicht bei Lutz und Sabine wohnen konnte, obwohl sie mir angeboten hatten, bei ihnen bleiben zu können. Die Wohnung war für zwei Leute schon recht beengt. Am nächsten Wochenende sollte Julia, meine nunmehr neunjährige Nichte, von ihrem Oma Ostberlin Trip zurück kommen. Daher versicherte ich meinem Bruder und meiner Schwägerin, dass ich mich im Auffanglager Marienfelde um eine Unterkunft bemühen werde, aber natürlich gern ihr Angebot annehme, immer bei ihnen willkommen zu sein.

„Los jetzt, hört auf zu quatschen. Komm Elke, wir fahren jetzt zu C & A zum Hermann-Platz und kaufen dir erst einmal ein paar Hosen, was Leichtes bei diesem heißen Wetter.“

Sabine war schon sprunghaft und wir zogen mit dem Bus los. Das Kaufhaus war überwältigend. Während Sabine noch die unzähligen Klamottenstände wanderte, begutachtend einzelne Stücke herausnahm, weiterzog, ohne sich entscheiden zu können, hatte ich schnell eine Hose und Bluse gefunden und musste nur noch raus. Dieses riesige Kaufhaus erschlug mich, das Treiben der vielen Menschen und der unbegrenzte Konsum ängstigte mich. Sabine nahm mich an die Hand und führte mich zum Ausgang.

„Ist schon gut, Elke, wir gehen sofort. Ist mir auch so gegangen. Ich liebe ja, wie du weißt, Einkaufsbummel, aber als ich in Braunschweig eingetroffen bin, habe ich mich nach wenigen Tagen kaum noch auf die Straße getraut. Wir waren zwei Tage nach meiner Ankunft im Kaufhaus Horten in Braunschweig, da habe ich mich nur in eine Ecke gesetzt und drauflos geheult. Es war alles zu viel, wie ein Kulturschock. Lutz oder Julia gingen dann immer



in den Supermarkt, selbst zum Brot kaufen blieb ich in der Wohnung, da die Vielfalt der Sorten mich entscheidungsunfähig machte. Verrückt was?“ Vor der Kaufhaustür holte ich tief Luft und konnte sogar wieder lächeln. Das erste Wochenende in der Freiheit verbrachten wir gemeinsam, ruhig und beschaulich. Lutz meinte zwar, dass ich mich eigentlich sofort im Auffanglager Marienfelde melden müsste, aber was sollte dort am Freitag oder Wochenende schon passieren, so dass ich beschloss, erst am Montag dort aufzukreuzen. Ich hatte den Eindruck, dass ich meiner Neu-Sozialisierung in einem zwar deutschen, jedoch fremden Land, dank Sabine und Lutz, ein Stück näher gekommen zu sein.

Bevor Lutz und ich mich am Montag Morgen auf der Straße trennten, übergab er mir mit den Worten ‚Margrit hat sich ständig bei mir gemeldet. Soll dir ihre Telefonnummer geben, wenn du hier bist‘, einen kleinen Zettel. Ich machte mich auf zum Bus nach Marienfelde. Im Bus sinnierte ich pro und Contra, was wohl Margrit bewogen hatte, Lutz ihre Telefonnummer zu geben? Egal, was es auch immer war, es wäre dennoch schön, sie wieder zusehen. Margrit hatte ich in Hoheneck kennengelernt. Sie war wie ich eine politisch Inhaftierte, verheiratet mit einem Kameramann. Ihre Flucht über Polen mit einem Schiff über die Ostsee war aufgefliegen. In den gemeinsamen wenigen Monaten in Hoheneck hatten wir uns unsere Zuneigung versichert, allerdings auch, dass es ihrerseits nur eine flüchtige lesbische Episode wäre, wenn mich die Mitteilung erreicht, dass sie mit ihrem Mann nach Paris fahren würde. Ich konnte mich nur allzu gut erinnern, wie Austi mir bei einem Sprecher in Hoheneck tief in die Pupille schaute und mich fragte, ob ich wisse, dass Margrit verheiratet sei. Aber ja Mutti, das weiß ich, war meine kurze Antwort. Sie wollte mir ja auch nur ausrichten, dass Margrit mit ihrem Mann nach dem Freikauf zur Kur in den Schwarzwald gefahren sei und anschließend einen wundervollen Ausflug nach Paris unternommen hatte. Die Message war klar, selbst wenn ich Margrit wiedersehen würde, ihr Mann durfte in keinem Fall von ihrem kurzen Ausflug ins andere Lager etwas erfahren. Knastumstände sind Ausnahmen, auch für verheiratete Frauen. Aber Margrit wieder zu treffen, war schon interessant, zumal sie mehr als 16 Monate vor meinem Freikauf durch die Bundesrepublik den gleichen Weg in den Westen gehen konnte und wie die Telefonnummer zeigte, offensichtlich auch in Westberlin wohnte. Gut, dann werde ich sie in den nächsten Tagen einfach einmal anrufen.

Das Notaufnahmelager Marienfelde war riesig, wie eine kleine Stadt in der

Stadt. Auf dem ganzen Gelände herrschte geschäftiges Treiben. An der Registrierung übergab ich meinen von der DDR ausgestellten Haftentlassungsschein sowie den mir im Notaufnahmeger Gießen übergebenen Din A4 Zettel, den ein kreisrunder Stempel mit dem Bundesadler zierte. Die Angaben darauf waren simpel. Meine Personalien, Beruf - Facharzt für Innere Medizin, Datum des Eintreffens im Bundesgebiet - 15. Juli 1982, mein Aktenzeichen: L - 804 280 Gie., das Aufnahmeland - Berlin, die Auszahlung der einmaligen Unterstützung der Bundesregierung als Begrüßungsgabe von 150.- DM, sowie die Attestierung, dass meine Staatsangehörigkeit und Volkszugehörigkeit deutsch sei. Das Putzigste auf dem Zettel war, dass zusätzlich die Familienangehörigen aufgelistet werden sollten, die ich nicht hatte, nur die Angaben der Ehefrau und Kinder, jedoch keine Angaben über einen eventuell vorhandenen Ehemann. Ehemänner schienen in der Bundesrepublik wohl eine zu vernachlässigende Spezies zu sein, was mir schnurz war, da ledig, aber lustig fand ich das schon?

Die Dame tippte mit der Schreibmaschine auf einen querformatigen DIN A 5 Zettel einige Angaben und übergab mir dann den Laufzettel für das Notaufnahmeverfahren mit erklärenden Hinweisen. Auf ihre Anfrage, ob ich eine Unterkunft bräuchte, nickte ich bejahend, erklärte, dass mein Bruder hier zwar mit Familie wohne, ich jedoch aufgrund des Platzmangels schon eine Unterkunft benötigte und erhielt einen Wegweiser, Vorschriften der Hausordnung sowie Schlüssel. Mein erster abzuarbeitender Punkt war der Ärztliche Dienst. Der Arzt untersuchte mich, fand mein mageres Gewicht von 45 Kilogramm, gemessen an meiner Größe von 1,70 Metern etwas mickrig, bestätigte meine Beschwerden, eines vor meiner Haftzeit nicht nachgewiesenen rezidivierenden Wirbelsäulensyndrom mit Cephalgien, niedrigem Blutdruck. Ich erhielt eine Krankschreibung sowie meinen ersten Stempel auf dem Laufzettel.

Unmittelbar danach war die Befragung durch die Geheimdienste anberaumt, zuerst der französische, dann der britische. Sei's drum, da musste ich wohl durch. Obendrein war mein Frust auf die DDR auf dem Höhepunkt angelangt, dass ich mit Jedem geredet hätte. Sowohl die Franzosen als auch die Engländer waren höflich, freundlich, aber vor allem distanziert. Meine Antworten auf die Befragungen zu meiner Arbeitsstelle in Ostberlin - war dort stellvertretende Chefärztin an einer Diabetesklinik, wo? - Klinik für Diabetes und Stoffwechselkrankheiten in Berlin Kaulsdorf, wie erfolgte die Inhaftierung - nach einem von mir noch in der DDR abgebrochenem Fluchtversuch zusammen mit meiner Freundin, auf der Straße, nach offen-

sichtlich monatelanger Überwachung durch die Staatssicherheit, waren kurz und knackig. Der Franzose stempelte den Laufzettel mit einem kleinen roten Aufdruck F.S.1, der Engländer in blau mit BMG 6, was immer das hieß. Der Engländer teilte mir mit, dass ich morgen ausführlicher durch den amerikanischen Geheimdienst befragt werden würde. Ich war entlassen, ehe ich mich fragen konnte, was diese Show eigentlich sollte. So what!

Es war früher Nachmittag, nichts stand an, außer meine neue Unterkunft aufzusuchen. Dank des Wegweisers war es leicht unter den vielen zweistöckigen Häusern meine neue Schlafstelle zu finden. Ein Zweibettzimmer, zweckmäßig eingerichtet. Aber, brandete es in meinem Gehirn auf, jetzt hier bis zum Abend herum sitzen oder ziellos, allein durch Marienfelde spazieren? Ich setzte mich auf eines der Betten, holte tief Luft und verspürte eine unsägliche Unruhe in mir. Ich musste raus hier, nur raus. Lutz und Sabine hätten sicherlich Verständnis, wenn ich wieder auftauchen würde, aber das wollte ich nicht. Versuch Margrit anzurufen, nur nicht an dieses neue Domizil jetzt auch nur einen Gedanken verschwenden, suggerierten meine sich überschlagenden Gedanken. Ich lief vor auf diese Straße, fand eine Telefonzelle und wählte die Nummer, die mir Lutz gegeben hatte. Ich hatte einen Mann am Apparat - wen wollen sie sprechen - Margrit - wer sind sie? - Elke Austenat. Für wenige Sekunden war Ruhe, dann erklärte mir der Mann, dass Margrit arbeiten würde, er mir aber die Telefonnummer geben würde, ob ich etwas zu schreiben habe - ja. Dann diktierte er mir die Zahlen, ich legte auf. Mein Gott, dachte ich nur, hatte ich jetzt mit ihrem Ehemann gesprochen? Egal, er wird bestimmt wissen, dass wir uns aus dem Knast kennen, er wird wissen, wie jedem Neuankömmling zumute ist, er hatte ja auch gesessen. Er wird wissen, das Margrit ihre Nummer bei Lutz hinterlassen hatte, damit ich zu ihr Kontakt aufnehmen kann.

Das quirlig helle Lachen von Margrit erfüllte die öffentliche Telefonzelle.

„Elke, herzlich willkommen im Westen. Endlich bist du da!“

„Ja.“

„Wie siehst du aus? Bist du schlank?“

„Ja, wie sollte ich denn sonst sein?“

„Wo bist du?“

„Marienfelde, Auffanglager.“

„Ich kann in knapp einer Stunde dort seid. Dort gibt es in der Seitenstraße, gegenüber vom Eingang, einen kleinen Blumenladen. Warte dort auf mich. Übrigens, mein Auto ist eine kleine Rostlaube, daran wirst du mich erkennen.“

Das quirlige, freudige Lachen von Margrit beflügelte mich. Ich war aufgeregt. Ich setzte mich auf einen der Poller am Bordsteinrand, genoss das warme Sommerwetter, zog genüsslich jedes vorbeifahrende Auto in mir auf und war nur noch gespannt, was mich erwarten würde.

Das Auto war wirklich eine Rostlaube, braun gestrichen mit größeren Flecken des wohl ursprünglichen der wohl ursprünglich silbergrauen Lackfarbe. Margrit hatte mich per Lichthupe angeblinkt, bog in die Seitenstraße und war plötzlich wieder verschwunden. Ich stand etwas hilfeschuchend auf der Straße als sie mit einem großen Blumenstrauß aus dem Laden trat, auf mich lachend zukam und herzlich umarmte. Wir gingen noch kurz auf mein Zimmer im Auffanglager. Es gruselte mich schon davor, hier zu nächtigen. Margrit musste mich nicht lange überreden, mich zu einem Italiener am Breitenbachplatz einzuladen- wo auch immer das war. ‚Micha, mein Mann, wartet dort schon auf uns, er hat mich gleich im ZDF angerufen, mir Bescheid gegeben, dass du eingetroffen bist, ich arbeite dort als Produktionsassistentin für das Kulturmagazin Aspekte‘, klärte Margrit mich auf, während ich in dem rostigen Ungeheuer von einem kleinen Passat mit ihr durch ein mir unbekanntes Berlin fuhr. Margrit redete ohne Unterlass, strahlend, lachend klärte sie mich auf, dass Micha von ihrer Liebe zu mir wüsste, sie ihm erklärt habe, dass sie auf keinen von uns verzichten wolle und er mich unbedingt kennenlernen wollte. Irgendwie war mir das alles relativ schnurz, was ihr Ehemann über mich dachte. Nur nicht allein jetzt im Lager Marienfelde rumsitzen, dachte ich mir.

Michael war ein freundlicher, mittelgroßer, drahtiger, bärtiger Mann, der mich ständig musterte, wenig zur Unterhaltung beitrug, während Margrit munter drauflos plauderte und ich auf der sonnigen Dachterrasse im ersten Stock des italienischen Restaurant die ersten Froschschenkel meines Lebens genoss. Nach ihrem Freikauf im April 1981 waren sie desgleichen über die Stasihaft in Karl-Marx-Stadt mittels Bussen ins Flüchtlingslager Gießen transportiert worden, dann ging es nach Westberlin, Marienfelde, Krankenschreibung. Danach seien fast alle Politischen zur weiteren Krankenschreibung an einen Neurologen im Europa-Center verwiesen worden.

„Elke, du wirst dann sicher auch bei Dr. L. im Europa-Center landen.“

Zusätzlich wurde ihnen dann eine Rehakur im Schwarzwald bewilligt, von wo sie kleinere Ausflüge, auch nach Paris unternommen hatten.

„Du könntest dir ja auch eine Kur bewilligen lassen, Elke. Die war richtig toll.“

Ich dachte bei all diesem Stimmengewirr, klappern der Bestecke, Gläserklir-

ren und Lachen der Gäste auf der Terrasse nur, nie im Leben werde ich zu einer Genesungskur fahren, wie schön die Umgebung und das Essen auch immer sein mag. Ich hatte genug vom Gemeinschaftszwang, mich gruselte es schon vor dem Zimmer in Marienfelde. Als ob Margrit meine Gedanken erahnte, offerierten sie mir, dass ich heute bei ihnen übernachten könne und nicht in Auffanglager zu schlafen bräuchte.

Am nächsten Morgen fuhr mich Margrit mit ihrer Rostlaube zum Auffanglager, dort wurde ich stand de pede in einen wartenden kleinen Bus verfrachtet, der mich zur Befragung zum amerikanischen Geheimdienst bringen sollte. Als fünf Tage altes Westberliner Neugeborenes hatte ich null Ortsinn, war nur erstaunt, dass außer meiner Person kein weiterer Insasse im Bus anzutreffen war. Daher beschloss ich, die Umgebung in mich aufzusaugen, aus dem Fenster zu schauen, gewährte, wo immer wir entlang fuhren, grüne Bäume, Büsche, Sträucher oder Rasenanlagen. Nicht eine einzige Straße war kahl, steinern. Bei all meinen Ausflügen als Kind oder Jugendliche bis zum Mauerbau 1961, besser dem antifaschistischen Schutzwall, wie es die DDR propagierte, war mir Westberlin nie als grüne Oase in Erinnerung geblieben. Meine geschundene Seele zollte diesem erfrischenden Labsal ihren Dank.

Eine perfekt deutsch sprechende Dame empfing mich höflich und zuvorkommend, brachte mich in einen mit Schreibtisch und mehreren Stühlen ausgestatteten Raum und deutete an, dass meine Befragung wohl heute nicht abgeschlossen werden könne. Mir war klar, dass ich die auch CIA, wie lange es auch immer dauern würde, über mich ergeben lassen musste. Letztendlich hatten sich alle DDR-Häftlinge auf dem Laufzettel, der auch mir beim Empfang in Marienfelde ausgehändigt worden war, durch einen Stempelaufdruck bestätigen zu lassen, dass man jeden einzelnen Punkt absolviert hatte, man zu der Überzeugung gekommen sei, dass ich ein politischer Häftling war, um irgendwann den sogenannten C-Schein oder wie er offiziell hieß, Flüchtlingsausweis C in Empfang nehmen zu können. Der Ausweis sei, wie durch das Vertreter vom Flüchtlingslager erklärt wurde, durchaus erstrebenswert. Zum einen, da seine Aushändigung einem die Anruchigkeit einer Inhaftierung in der DDR aus kriminellen Gründen nahm, zum anderen aber auch, da man zahlreiche Begünstigungen beantragen könnte. Aber ich wollte auch berichten. Nicht, weil ich irgendeinem Geheimdienst dieser Welt den vielleicht erwünschten Respekt zolle. Geheimdienste sind mir grundsätzlich suspekt. Ausnahmen à la James Bond bestätigen sicher die Regel. Aber da jagen die Guten die Bösen. In der DDR, mit ihrem Geheimdienst Staatssicherheit, überwachten und zerstörten jedoch die Bösen die Anständigen.

Daher wollte ich mich nicht nur zwangsweise befragen lassen, sondern freiwillig reden. Denn ich betrachtete meinen Freikauf nicht als eine Selbstverständlichkeit, selbst wenn sich die Bundesrepublik für alle Deutschen, entsprechend dem Grundgesetz, verantwortlich fühlte. Ich war diesem fremden, deutschen Staat, den nur meine Vorfahren noch als eine Einheit kannten, dankbar für seine humanitären Bemühungen. Wie hatte Lutz mir erzählt, so um 100.000 Dm waren für mich an die DDR gezahlt worden, um mich aus diesem Staat auszulösen. Daher wollte ich über das mir und zahllosen Anderen angetane Unrecht berichten, über einen diktatorischen Staat der seine Bürger bespitzelte und wenn nötig zerstörte, um den Regierenden ihre Macht zu erhalten. Nicht, das ich der CIA etwa viel Neues zu berichten wußte, denn vor mir waren Tausende mit einem ähnlichen Schicksal stundenlang befragt worden. Selbst über Jürgen wussten sie besten Bescheid, dass unser ältester Bruder Jürgen der Leibarzt von Willi Stoph war, dem Ministerpräsidenten der DDR. Wie sagt man so schön, mein Wissen über Jürgen, zumal wir seit 1972 so gut wie keinen Kontakt mehr hatten, war Eulen nach Athen zu tragen. Mir war es wichtig, auf die Frage, ob ich Mitarbeiter der Staatssicherheit kenne, die Personen zu benennen, die meinten, mir persönlich offerieren zu müssen, dass sie für die Staatssicherheit arbeiten, wie Bärbel K., meine Lebensabschnittsgefährtin vor mehr als 10 Jahren oder Erhard B., Oberarzt an der Klinik für Diabetes und Stoffwechselkrankheiten Berlin-Kaulsdorf, sowie den Namen einer Zelleninsassin in der Untersuchungshaft der Stasi in Berlin-Pankow, Kissingenstraße, in der ich siebeneinhalb Monate inhaftiert war. Eine junge, charmante Frau, Manuela D., die mir offeriert hatte, dass Lutz und ich, aber auch Sabine und Julia noch vor Weihnachten 1980 in den Westen entlassen werden könnten, wenn ich akzeptiere, dass sie als „mein Führungsoffizier der Stasi agiert, dann könnte Erhard B. abgelöst werden, zumal er jetzt in Köln wohnte“. Ein perfides Angebot. Verkürzte Haftzeit für ‚kleine Berichte, die selbstverständlich nur das beinhalten sollen, was ich gewillt wäre zu erzählen‘. Da ich fassungslos und empört dieses Ansinnen ablehnte und auch dem Vernehmer erklärte, dass sie sich diesen Scheiß sparen können, haben Lutz, Eva und ich nicht nur wenige Monate im Knast verbracht, sondern Lutz seine volle Haftzeit von anderthalb Jahren plus 10 Stunden abgessen, Eva 1,7 Jahre und ich zweieinhalb Jahre. Manuela D. sollte, wollte, wer weiß das schon so genau, als Prostituierte in Westberlin für die Stasi arbeiten. Es war schon erstaunlich, wie die DDR, in der Prostitution verboten war und bestraft wurde, den persönlichen Wunsch nach Promiskuität und Wohlstand in Verbindung mit Vaterlandspflichten

abseits von der Öffentlichkeit förderte. Poppen für das Wohl der Arbeiterklasse, entsprach durchaus dem Grundgedanken der DDR - jeder nach seinen Fähigkeiten. Erschreckend, diese zwiespältige Moral. Innerlich habe ich mich gefragt, was mit diesen Nutten passiert, wenn sie in die ältliche Klasse abrutschen, ob sie dann heim in das kommunistische Vaterland gerufen werden, natürlich mit einer auskömmlichen Rente oder im Westen verbleiben können.

Manuela D. war nie im Strafvollzug Hoheneck angekommen, wo nahezu alle politischen inhaftierten Frauen nach der Stasi-U-Haft einsaßen. Ich wußte nicht, wann und wo sie im Westen als Nutte eingesetzt worden war.

Obwohl ich bei den Erzählungen stellenweise vor Aufregung fast stotterte, am ganzen Leibe zitterte, nach Worten rang, war mir die Möglichkeit zu sprechen nicht unangenehm.

Ich verspürte bei der amerikanischen Geheimdienstfrau während der zwei tägigen Befragung persönliche Anteilnahme, die mich beruhigte und erhielt auf dem Laufzettel meine Stempel. Es war der einzige Stempel, den auch ich verstanden - US.

Ich habe nicht eine Nacht im Notaufnahmelager verbracht, sondern bin schnurstracks wieder zu Lutz und Sabine gefahren, die mich anstrahlten.

„Na, ist wohl nicht das Richtige im Auffanglager?“

„Nein, war auf dem mir zugewiesenen Zimmer nur knapp eine Stunde und bin dann ausgebüxt. Habe Margrit angerufen und konnte die Nacht bei ihr und ihrem Mann in Schmargendorf bleiben.“

„Dann bleibst du ab heute bei uns!“

Lutz und Sabine duldeten keinen Widerspruch.

„Das kriegen wir schon hin. Sieht ja auch so aus als wäre es nur für maximal zwei Wochen. Wir haben nämlich tolle Neuigkeiten. Wir können die Wohnung im Stadtilmer Weg bekommen. Bobby hat vom Sozialamt eine Absage erhalten, er verdient schon zu viel. Wir müssen nur, wegen der sechs Quadratmeter mehr, ein Attest bezüglich Julias Diabetes vorlegen. Uns wurde gesagt, dass aufgrund des Mehraufwandes für Julias Erkrankung, der Mehrbedarf gerechtfertigt wird und man uns die Wohnung genehmigen würde. Kannst du nicht das Attest schreiben?“

„Lutz, das geht nicht. Ich bin ein Nichts, habe keine Anerkennung, geschweige denn ein Stempel. Aber ich könnte mit zum Amt kommen und mit den Leuten reden. Vielleicht klappt das.“

„Gut. Ich spreche mit der Frau, dass wir einen Termin bekommen. Wenn

das klappt, kannst du hier in der Wohnung bleiben, bis wir für dich eine gefunden haben. Ich werde mich dann vorläufig hier nicht abmelden. Aber du musst mir versprechen, hier niemanden mit einziehen zu lassen. Ich will keinen Ärger mit dem Arwobau.“

Meine nächste Anlaufstelle war das Polizeipräsidium am Platz der Luftbrücke. Ich kannte diesen Platz mit seinem zentralen monumentalen, krallenartigem Beton Denkmal nur aus dem Westfernsehen. Ein Symbol der Luftbrücke, als die Zufahrtsstraßen vom westlichen Deutschland nach Westberlin durch die Sowjetunion abgeriegelt worden waren, um Westberlin von der Versorgung abzuschotten. In der Zeit von Juni 1948 bis Mai 1949 wurden die Millionen Bürger Westberlin's durch die westlichen Alliierten buchstäblich mit allem, auch Kohle zum Heizen während des Winters, aus der Luft versorgt. Die Westberliner mit ihrem trocken-schnoddrigen Charme hatten dem Ding den Namen Hungerkralle verpasst und nannten die Flugzeuge schlicht Rosinenbomber. Eines dieser Ungestüme, eine Douglas-C54 Sky-master stand seitlich im umzäunten Flughafengelände zum Gedenken an diese Zeit.

Gegenüber fand ich das riesige Gebäude des Polizeipräsidiums. Netter Empfang, Begleitung durch einen Herren in ein Zimmer mit Holztisch und Stühlen. Der Mann lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, das Gesicht war ausdruckslos und dann ging es los.

„Schön sie wieder zu sehen!“

„Bitte, ich weiß wirklich nicht, wovon sie reden.“

„Na wir hatten doch schon einmal das Vergnügen.“

Ich muss so verdattert geguckt haben, dass er mich daran erinnerte, dass ich doch schon einmal vor zwei Jahrzehnten das Vergnügen einer Bekanntschaft mit der Westberliner Polizei hatte. Endlich dämmerte es bei mir und ich musste lachen.

„Sie meinen meine Teilnahme an einem FDJ-Westinsatz? Muss so 1959/60 gewesen sein. Wo ich zusammen mit einer Mitschülerin, wir waren in der 9. Klasse, vor den Werktoeren von Siemens in Spandau festgenommen worden bin, als wir als Unterstützung für die SEW die Zeitschrift ‚die Wahrheit‘ verteilen sollten?“

„Genau das meine ich. Und jetzt, 20 Jahre später, gedenken sie hier in Westberlin als Stasi Spionin tätig zu werden!“

Mir verging das Lachen.

„Ich soll für die Stasi arbeiten? Das ist wohl ein schlechter Witz.“



„Nein, das ist kein Witz. Gegen sie liegt uns eine Anzeige des Verdachtes der Mitarbeit für die Staatssicherheit der DDR vor.“

Der Beamte musterte mich teilnahmslos und distanziert. Man hätte eine Stecknadel im Rücken fallen gehört.

„Also, ich habe mich sicher als Jugendliche verhetzen lassen und an diesem von der Schulleitung als Pflicht für einen jeden FDJler anzusehenden Westeinsatz teilgenommen. Wie sie aber sicher ihren Unterlagen entnehmen können, haben die Siemens-Arbeiter uns wütend verscheucht und die Polizei gerufen. Das hat mir zu denken gegeben, von wegen unterdrückte Arbeiterklasse und das wir helfen müssen. Absoluter Unsinn, schlichter Missbrauch von uns Jugendlichen. Das war mein einziger Einsatz den ich mitgemacht habe. Aber das jetzt hier ist eine Infamie, Verleumdung.“

Ich schnappte nach Luft, schüttelte meinen Kopf und fühlte mich elendig.

„Darf ich fragen, wer gegen mich diese Anzeige verfasst hat?“

„Es war eine Manuela D. Sie war politischer Häftling in der DDR. Die Anzeige liegt uns seit Ende 1980 vor. Frau D. hatte die Anzeige kurz nach ihrem Eintreffen in Westberlin erstattet. Sie hat uns informiert, dass sie zwar inhaftiert sind, aber aus ihrer Sicht der dringende Verdacht der Stasimitarbeit besteht.“

Jetzt war ich erst richtig sprach- und fassungslos. Ich begann dem Beamten meiner Version zu erzählen, obwohl ich innerlich dachte, was sollte das. Was konnte ich wirklich an Beweisen gegen diese unhaltbare Beschuldigung vorbringen? Nichts! Zellengespräche mit Manuela D., ihre Vergünstigungen, die sie tagtäglich durch die Posten herein gereicht bekam. Meine verbale Empörung bei dem Stasi Vernehmer, den Sabine Otto getauft hatte, wie mir Mutti während eines Sprechers vermittelt hatte, mangels Kenntnis des korrekten Namens. Bullshit.

Ich fühlte mich in einem Spinnennetz der Stasi von Intrigen und Verleumdung gefangen, das über die Gefängniszeit hinaus zerstörerisch mein Leben beeinflussen wollte. Ich konnte nur noch mehrfach wiederholen, dass Manuela D. als Prostituierte für die Stasi hier in Westberlin arbeiten sollte, mehr weiß ich leider nicht.

In die mir gegenüberstehende Sphinx kam Leben. Der Beamte beugte seinen Oberkörper nach vorn, legte die Unterarme auf den Tisch und lächelte mich urplötzlich an.

„Ruhig, ruhig. Wir wissen, dass Frau D. als Prostituierte arbeitet. Kurz nachdem sie übersiedelt war, begann sie sich als Prostituierte zu etablieren, hatte wenig später schon zahlreiche Freier, zum Teil hochkarätige Industrielle. Wir

wissen auch, dass sie für die Staatssicherheit arbeitet. Trifft sich mit ihren Führungsoffizieren auf Inseln im Mittelmeer.“

Jetzt stand mir den Mund nahezu offen.

„Wenn sie das alles wissen, wieso unternehmen sie nichts dagegen. Der muss doch das Handwerk gelegt werden. Wieso wird sie nicht verhaftet?“

„Das geht nicht so einfach, wie sie sich das denken. Sie sind hier nicht in der DDR. Wir wissen zwar, was Frau D. treibt und das sie ihrem Führungsoffizier permanent Bericht erstattet, aber so einfach festnehmen, das geht in unserem Staat nicht. Sie leben jetzt in einem Rechtsstaat und werden diese Vorzüge sicher schätzen lernen.“

„Was passiert nun mit mir?“

„Ich werde dem Staatsanwalt mitteilen, dass das Verfahren gegen sie eingestellt wird. Sie erhalten dazu eine schriftliche Mitteilung.“

Am 22. 10.1982 erhielt ich von der Staatsanwaltschaft bei dem Landgericht Berlin unter dem Geschäftszeichen 1P Js 250/81 das Schreiben:

Sehr geehrte Frau Dr. Austenat!

Das gegen Sie

wegen Verdachts der politischen Verdächtigung

eingeleitete Ermittlungsverfahren

habe ich eingestellt.

Hochachtungsvoll

Wedhorn

Staatsanwalt

Beglaubigt

Justizangestellte

rö

In vier Tagen hatte ich alle Punkte auf dem Laufzettel abgearbeitet, sogar die Beratungsstelle im Durchgangslager des Arbeitsamtes. Alle Stempelchen waren vermerkt. Bei Punkt 5 auf dem Laufzettel - Vorprüfung waren, ohne dass ich etwas damit verbinden konnte, noch zwei kreisrunde Abdrücke - BI und BIII - dazugekommen, so dass meinem Antrag auf die Anerkennung als politischer Flüchtling nach dem Häftlingshilfegesetz nichts mehr im Wege stand.

Lutz und ich schafften es sogar noch in dieser ersten Woche, bei der Wohnungsbaugesellschaft vorzusprechen. Uns gelang es gemeinsam die Angestellte zu überzeugen, dass für die Betreuung von Julia mit ihrem Typ 1

Diabetes dieses kleine zusätzliche Zimmer zwingend erforderlich wäre. Letztendlich stimmte die Dame der Zuweisung unter der Bedingung zu die Wohnung zu genehmigen, sofern ein ärztliches Attest das Vorgetragene bestätigt. Aufgekratzt verließen wir die Wohnungsbaugesellschaft, um Sabine die tolle Nachricht zu überbringen, hin und her überlegend, wer das Attest aufsetzen könnte.

„Erhard!“

Ich weiß nicht, wer den Gedanken aufbrachte, aber Erhard war der einzige Arzt den wir kannten, der zwar in Köln praktizierte, Julia kannte und sicher mir wie Lutz diesen Gefallen schuldig war.

Erhard, mein Freund Erhard, geschieden, zwei Kinder und ein formvollendeter Gentleman. Er war wie ich Oberarzt in der Diabetesklinik. 1978 hatte Erhard über seine Verwandte in Westdeutschland eine Republikflucht über Ungarn geplant. Wir waren zusammen mit Lutz, meiner Freundin Eva gemeinsam nach Ungarn gereist. Eine Farce die sich uns bot. Wir brachen das Unternehmen „Budapest“ ab. Erhard hatte dann 1979 einen Ausreiseantrag gestellt, war zum Assistenten degradiert worden, da er an diesem Städtischen Basiskrankenhaus nicht mehr als sozialistisches Vorbild galt und konnte innerhalb eines knappen Jahres direkt über den Tränenpalast ausreisen. Ich hatte ihn sogar noch bis in den für DDR-Bürger zugänglichen Teil schweren Herzen begleitet, da mir klar war, dass unsere Ausreiseanträge nicht so einfach genehmigt werden würden. Angeblich hatte Erhard sich im Bundesministerium für Innerdeutsche Angelegenheiten für unser Begehren, die DDR per Ausreiseantrag zu verlassen, extrem stark gemacht und intensiven Kontakt zu dem Ministerialdirektor Edgar Hirt gepflegt. Die Sache hatte nur einen gewaltigen Haken. Erhard arbeitete als informeller Mitarbeiter für die Staatssicherheit der DDR. Er hatte mir versucht zu erklären, dass man ihn aufgrund seiner Homosexualität erpresst habe, er nur kleine Berichte schreibe, auch über mich, er aber der Stasi irgendwann mitgeteilt hätte, dass er die Mitarbeit einstellt. Im Gefängnis wurde ich eines Besseren belehrt. Die dubiose zukünftige Stasi-Prostituierte Manuela D., die sich als mein Führungsoffizier kreieren sollte, hatte die Bemerkung fallengelassen, dass Erhard dann von dieser Aufgabe entbunden werden könnte. Meine Entgegnung, dass ich von ihm persönlich ein halbes Jahr vor seiner Ausweisung aus der DDR mitgeteilt bekommen habe, dass er nicht mehr für diesen Verein arbeiten würde, hat sie mit einem charmanten Lächeln abgetan und gefragt, ob ich auf dem Mond wohnen würde oder einfach nur dämlich sei. Daher war mir klar, dass Erhard wieder auf mich zukommen würde, aber ich hatte genug von Leu-

ten die um des eigenen Vorteils willen denunzierten, Schwanz gesteuert wie bei Erhard oder aus angeblicher Überzeugung für eine im Nirvana liegende bessere Welt à la Bärbel K.. Aber nichts sprach dagegen, dass Spitzelchen auch mal etwas Sinnvolles für Menschen machen können. Lutz rief, kaum das wir bei Sabine gelandet waren in Köln an und bat Erhard das von mir vorbereitete Attest zu unterschreiben. Dieser gab sofort seine Zustimmung und versuchte sich mit mir persönlich in Berlin zu verabreden. Lutz erhielt wenig später postalisch das ärztliche Attest und schickte dieses zusammen mit einem Bittbrief postwendend an das Wohnungsamt. Ich erwarb meinen Behelfsmäßigen Personalausweis, so ein kleines grünes Ding, der mir bescheinigte, dass ich deutsche Staatsbürgerin bin sowie meinen bundesrepublikanischen Führerschein und fühlte mich frei, aber vor allem beweglich. DDR, was war das? Die DDR war maximal noch meine Mutter und unser jüngerer Bruder Peter. Austi, wie ich unsere Mutter nannte, mit der ich jeden Tag telefonierte. Aber gab es da sonst noch irgendetwas, was mich nach den zweieinhalb Jahren Haft mit dem Staat verband? No, Dictatorship fuck you. Ich sah aus wie eine Magersüchtige, war emotional angeschlagen, hatte Schlaf und Essstörungen, mich plagten unendliche Rückenschmerzen, dennoch, ich noch wollte die Vergangenheit ad acta legen und mich der Zukunft widmen.

Als Lutz wenige Tage später den Wohnberechtigungsschein bekam, rüsteten wir uns Anfang August zu einer Fahrt nach Braunschweig, um den Umzug zu initiieren, die Schwiegereltern von Lutz und Sabine zu besuchen und mich bei ihnen als Westbürger-Neuzugang zu präsentieren. Anschließend wollte ich gleich weiter fahren, um Tante Lilo in Augsburg zu besuchen. Bevor wir uns auf die Tour begaben, erhielt ich von Lutz noch einen eindringlichen Kurs über den Straßenverkehr.

„Auf der Zonenstrecke fährst du die maximal vorgeschriebenen Einhundert Stundenkilometer. Sieh zu, dass du nicht während der Durchfahrt auf's Klo musst. Ich halte nicht gern auf der Transitstrecke. Einmal musste ich dringend n und da ist eine Tochter von Rauschi's auf mich zugerannt. Wenn das einer von der Stasi beobachtet hätte, dann wäre ich wohl möglich noch wegen illegaler Kontaktaufnahme zu einem Ostbürger dran gewesen. Also geh vorher auf die Toilette. Wir wollen keinen Ärger. Auf der Westautobahn bleibst du immer auf der rechten Seite. Mit wenigen Ausnahmen gibt es da keine Geschwindigkeitsbegrenzung. Da wird mit über zweihundert Sachen gefahren. So schnell kannst du mit dem Lada gar nicht reagieren, wie die an dir dran sind. Hast du verstanden, Elke.“

Eigentlich war die Ansprache zur DDR unnötig, aber ich verstand die Angst, die aus Lutz sprach. Durch den vorfristigen Freikauf hatte ich die über mich verhängte Haftstrafe von drei Jahren noch nicht komplett abgesehen und als Bonmot weitere drei Jahre auf Bewährung erhalten. Die DDR war, wie ich aus Erfahrung von den Kleinkriminellen im Zuchthaus Hoheneck wußte, bei den geringsten Verstößen gegen ihre Gesetze nicht zimperlich, mich erneut zu inhaftieren. Alle westlichen Behörden hatten mir geraten, ja mich fast inständig angefleht, die Transitstrecke auf keinen Fall zu benutzen, da man froh sei, meinen Freikauf überhaupt realisiert zu haben. Ich würde auch einmal im Monat einen Freiflug erhalten. Aber nein, genau das wollte ich nicht. Ich wollte nicht mehr fremd bestimmt sein. Ich würde, zumal passionierte Autofahrerin, die Zone in meinem faradayschen Käfig durchqueren, mich an jede Vorschrift auf der Transitstrecke halten, auch an die, das wir ehemaligen DDR-Bürger ausschließlich den kürzesten Transitweg nach Westdeutschland zur Durchreise des Hoheitsgebietes der DDR zu nehmen haben.

Am nächsten Morgen, einem wundervollen sonnigen Sonnabend im August, stieg ich morgens in meinen ehemaligen Lada, dem russischen Verschnitt-Lizenzbau des Fiat 124, den jetzt ein Braunschweiger Kennzeichen statt des Nummernschildes für Ost-Berlin zierte.

Früher, vor meiner politischen Inhaftierung in der DDR war es mein Auto, nein, eigentlich das Auto meiner Mutter, da auf sie zugelassen, aber dennoch... es war von mir bezahlt worden - der übliche Trick einer Familie sich für ein Auto anzumelden, um die langen Wartezeiten von mehr als zehn Jahren auf einen fahrbaren Untersatz zu umgehen. Mutti oder Austi, wie ich sie nannte, hatte es für mich getan, obwohl sie nicht einmal im Besitz eines Führerscheins war. Nach meiner Verhaftung wurde das gute Stück von der Stasi konfisziert, Monate später an Sabine zurückgegeben, da der Lada von Lutz und Sabine zur Erweiterung des Stasi-Fuhrparks beschlagnahmt blieb. Eigentlich etwas verwirrend, da keines der Auto einem Fluchtversuch diente. Lutz war gegen Mitternacht zu Hause verhaftet worden und ich auf offener Straße, per pedes unterwegs, in die Fänge der Stasi geraten. Verwandte in Westdeutschland hatten einen Fluchtversuch aus der DDR geplant, dieser war zwar nicht durchgeführt worden, jedoch Planung und Wunsch die DDR zu verlassen, galt in der DDR bereits als strafbare Handlung, die gnadenlos verfolgt wurde. Die DDR hatte in dieser Beziehung ein sehr einfaches Strickmuster im Umgang mit seinem Volk - wenn du nicht für mich bist, dann bist du gegen mich, sei es durch Taten oder auch nur in deinen Ge-

danken und das werden wir als Führer der Diktatur des Proletariats der Arbeiterklasse nicht dulden. So wenig, wie die rote Diktatur duldete, dass ihre Grenze einem durchlöcherterem Schweizer Käse ähnelte. Das Land war von einer Betonmauer, Stacheldraht, Todesstreifen und bis an die Zähne bewaffneten, patrouillierenden Soldaten bewacht, die auch nicht zögerten zu schießen, sofern irgendein Verzweifelter, Unbedarfter, betrunkenener Witzbold oder Abenteuerlustiger auf den Einfall kam, statt der streng bewachten, zugelassenen Kontrollübergänge einen Mauersprung zu wagen. Die vorgegebenen Grenzübergänge waren verbarrikadiert, gering an der Zahl, mit Vorschriften bespickt, wer wann wo einreisen, ausreisen oder durchreisen durfte.

Für mich als neue Bürgerin von Westberlin kam nur ein von den zwei Transitwegen zur Durchfahrt des Hoheitsgebietes der DDR mit dem PKW in Betracht - Drewitz/Dreilinden, denn es war der kürzeste Weg nach Braunschweig.

Ich fuhr gemütlich Unter den Eichen, Potsdamer Chaussee in Richtung Wannsee, bog an der Ausschilderung des Transitweges auf die Autobahn ab, dann noch einmal nach rechts und vor mir eröffnete sich ein riesiger betonierter Warteplatz, überfüllt mit zahllosen Autos, in Schlangen aufgereiht, die darauf warteten, dem zugewiesenen Kontrollhäuschen näher rücken zu dürfen. Vor Verwunderung riss ich innerlich nicht nur die Augen auf, sondern fast auch meinen Mund. Ein buntes, lautes, lachendes Treiben. Aus zahlreichen Autos schallte laute Musik, Kinder saßen auf den Heckklappen, Getränke wurden herumgereicht. Einzelne Fahrzeuginsassen schoben ihre Auto unter lautstarkem Anfeuern und Lachen Meter um Meter vorwärts, sobald sich die jeweils gewählte Schlange auch nur um ein Auto vorwärts bewegte. Es schien wie eine ausgelassene Gesellschaft, an diesem über 25 Grad warmen, sonnigen August Tag. Das ist unser Territorium signalisierten die vergnügten Mensch, hier kann uns keiner, hier sind wir die Kings, hier haben wir das Sagen. Aber spätestens fünf Autos vor dem Grenzkontrollpunkt, schwangen sich alle in ihre Wagen, wirkten gesetzt, ruhig, angespannt, stoisch, beinahe abweisend, wenn sie kurz vor der Durchreiche der Luke des DDR-Grenzers anlandeten.

Für mich war dieses Treiben faszinierend. Es signalisierte mir angstfreies, munteres und dennoch würdevoll-ablehnendes, aber auch duldendes Verhalten, nur um Westberlin, aus welchem Grund und für wie lange auch immer, im eigenen fahrbaren Untersatz verlassen zu können. Während dieser mehr als einstündigen Wartezeit blieb ich geduldig hinter meinem Lenkrad sitzen, schloss ohne eine Lücke entstehen zu lassen zum Vordermann auf und

konnte endlich der aus der Luke des Grenzhäuschens entgegen gestreckten Hand meinen behelfsmäßigen Westberliner Personalausweis und den Fahrzeugschein entgegenstrecken. Irgendjemand hatte mir gesagt, dass ich den Grenzer ansehen und nur auf gestellte Fragen antworten soll. Stoischen Gesichtes, bar jeder Mimik, bestätigte ich allein im Auto zu sein und dass ich nach Helmstedt fahren wolle. Rums, die kleine Luke wurde mit einer undurchsichtigen Glasscheibe verschlossen und ich wartete schier endlos. Wer kennt diese unangenehmen Situationen nicht, dieses Fremdschämen, wenn man unfreiwillig den gesamten Verkehr aufhält, nicht wissend warum es bei einem nicht in dem gleichen Tempo der Abfertigung voran geht wie bei den anderen. Sicher, mir war klar, dass dieser kleine Stasi-Mensch in der Uniform der Grenztruppen nur seine Pflicht tat und sich mehr Arbeitsgänge im hinteren Ablauf abspielten als bei einem schon registrierten Durchschnittsreisenden - hey, die Austenat, am 15. Juli aus der Haft entlassen, Paragraph 100 und Paragraph 213, Freikauf, Bewährungsstrafe, Einreiseverbot in unseren Staat, erdreistet sich das erste Mal Transit zu fahren - speichern, weitergeben, ablichten, weitergeben, dokumentieren, weitergeben, noch einmal kontrollieren, zurückgeben an den bewährten jungen Kader der Passkontrolleinheit. Nach fast 25 Minuten öffnete sich die kleine Luke, mir wurden meine Dokumente plus eines Transitvisums mit meinen Personalien Datum und Uhrzeit ausgehändigt, dazu noch ein kurzer Hinweis des Grenzers, dass ich ohne Umschweife direkt nach Marienborn zu fahren habe, verbunden mit der Floskel ‚gute Fahrt‘. Ich startete den Motor und fühlte mich unendlich glücklich, diese erste Hürde genommen zu haben.

Die ersten annähernd 20 Kilometer DDR Autobahn waren mir fremd. Ein Transitzubringer, der von normal sterblichen DDR-Bürger nicht wirklich befahren werden durfte. Wer sich als Bürger der sozialistischen Diktatur auf diesen Autobahnabschnitt verirrte, hätte schon erheblichen Erklärungsbedarf bei den häufig stattfindenden Kontrollen gegenüber den VoPo's.

Ab Michendorf bis Magdeburg war mir alles bestens vertraut. Eine Strecke, die ich in den 35 Jahren meines Lebens im Arbeiter- und Bauernstaat unendliche Male gefahren war. Zuletzt als Vortragende auf einem Internistenkongress, wo ich über ein Thema zur chronischen Niereninsuffizienz bei Diabetes referiert hatte. Gott, wie lange war das her, drei Jahre oder so.

Ein Trabbi, kurz hinter mir ausschwenkend, um mich auf der linken Spur zu überholen, riss mich aus meinen Gedanken. Der Fahrer schaute lächelnd zu mir rüber und winkte mir anerkennend zu. Nanu, was war denn das? Es war eigentlich nicht üblich, dass ein DDRler auf der Autobahn nonverbalen,

freudigen Kontakt zu einem Westauto aufnahm. Oder hatten sich etwa in den letzten knapp drei Jahren die Zeiten geändert. Ich begann aufmerksam auf Reaktionen anderer Insassen von Ostautos zu achten. Nein, das gab es nichts außer Desinteresse. Der Mann war eine Ausnahme. Endlich wurde mir klar, was der Mann mir signalisieren wollte, - toll, dass du als Westler eines von unseren Autos, ein Shiguli fährst, uns zeigst, dass wir auch in der BRD Verbündete im Kampf gegen den Klassenfeind haben, danke für deine linke, mit der DDR konforme Geisteshaltung.

Mir schoss nur durch den Kopf, wie leichtgläubig doch Menschen sind, wie schnell sie aufgrund von Äußerlichkeiten ihre Erkenntnisse zu gewinnen glauben. Und dennoch, der in seiner spontanen Überzeugung völlig schief gewickelte, wahrscheinlich 100 prozentig überzeugte DDR Anhänger, stand nicht allein mit seinen Vorurteilen, die auf Äußerlichkeiten beruhten. In Westberlin war der Shiguli im Straßenverkehr so gut wie nicht vertreten. Ich hatte auch dort schon mehrfach ungläubiges, missbilligendes Erstaunen erregt, wenn mir Sabine den Wagen borgte. So nach dem Motto ‚wer fährt denn schon eine Kommunistenschaukel, unbequem, kein Komfort na und überhaupt. Da ist jeder uralte Käfer besser...‘

Sei's drum, irgendwann würde auch ich einen „Westwagen“ fahren, aber dazu musste ich erst einmal Geld verdienen.

Endlich erschien das Autobahnschild „Transit BRD - Grenzübergang Marienborn“. Ich kannte dieses Schild, habe es in den Jahren zuvor immer ausgeblendet, da dieses Hinweisschild für DDR Bürger in Kurzform schlicht hieß: direkter Weg ins Gefängnis, wenn du so blöd bist hier weiterzufahren. Aber das war ich ja nicht mehr.

Ich hatte keine Rast gemacht, war mit keinem DDR Bürger zusammengetroffen, hatte auch nicht einmal getankt und war die knapp 168 km vorschriftsmäßig gefahren. Mir konnte nichts passieren als den Grenzübergang zu passieren, was auch ohne Komplikationen gelang.

Dann ging der Speedtest los. Nicht bei mir. Ich hielt mich, wie Lutz mir dringend anempfohlen hatte, nur auf der rechten Spur, drehte schon mal auf 130 km/h auf, angesteckt vom zügellosen Fahren meiner neuen Landsleute. Da schossen die Daimler's, BMW's, Audi's nur so an mir vorbei. Kaum hatte ich sie im Rückspiegel erfasst, waren sie auch schon vor mir. So ein Geschoss, einen Mercedes, brauchte ich auch. Ich freute mich königlich auf die Zukunft.

Lutz und Sabine standen schon in den Startlöchern in ihrer kleinen, hü-



schen, nullachtzfünfzehn Zweizimmerwohnung in Braunschweig. Wir waren zu einem Besuch bei den Schwiegereltern von Lutz auf deren Wochenendgrundstück in Erkerode avisiert. Hermann W., Sabines Vater und deren Frau Ilse waren mir nicht gerade vertraut, aber ich hatte sie unendliche Male bei ihren Besuchen in Ostberlin kennen gelernt. Distinguierte, formvollendete, elegant gekleidete, wohlhabende, gebildete, weltoffene Westler. Sicher das eine oder andere Mal musste ich damals innerlich schmunzeln, wenn sie mir Toilettenpapier aus dem Westen mitbrachten, damit ich mal ein Aha-Erlebnis bekomme, wie weich und kuschelig das Putzen des Hinters sein kann. Oder der westliche Rosenthaler Kadarka, der entgegen dem DDR Verschnitt ein dunkelrot funkelnder, vollmundiger Rotwein war. ‚Sehen sie, Elke, so mundet der Original Wein. Ihrer hier ist nichts weiter als gepanscht!‘ Toll das zu wissen, da unser hellroter Kadarka so schön süß war und vor allem schwer zu erstehen, da Bückware. Oder als sie Lutz, Sabine und mich versuchten in ihre Entscheidungsfindung einzubinden, ob sie sich eher ein Grundstück in Australien oder Kanada kaufen sollten - ‚ein Bekannter, der zur Zeit in Kanada für das auswärtige Amt tätig ist, empfiehlt dringend zu zugreifen‘-, bei der wir nur murmeln konnten ‚ja das sollte extrem gut überlegt werden, es spricht sicher einiges für Kanada, anderes für Australien. Aber so wie es aussieht, können wir da als DDR-Bürger nur schwerlich einen vernünftigen Rat geben...‘

Aber dennoch, trotz all dieser in meinem Gedächtnis verhafteten Skurrilitäten hatten sich beide in der schweren Zeit unserer Verhaftung engagiert nicht nur Lutz und Sabine, sondern auch für mich eingesetzt. Es war das Mindeste, dass ich mich persönlich bei ihnen für ihr ungewöhnliches Engagement bedankte. Selbst wenn mir mittlerweile klar war, dass ihr Angebot, was mich im Gefängnis erreichte, mir eine internistische Praxis in ihrem Hotel am Kohlmarkt zu finanzieren, nicht so ganz ernst gemeint war.

Der Teil von Erkerode, einem kleinen Örtchen wenige Kilometer südöstlich von Braunschweig, an dem wir anhielten wirkte wie eine Wochenendsiedlung, die es zu Tausenden rund um Ostberlin gab. Kleiner Garten, kleines Haus im Bungalowstil, na halt eine Datsche.

Lutz wandte sich an der Gartenpforte zu mir um.

„Bleib im Auto, wir rufen dich, wenn es soweit ist.“

„Was soll das? Wir sind doch verabredet.“

„Die Schwiegereltern machen jetzt ihren Mittagsschlaf. Warte am Auto.“

Lutz und Sabine gingen in den Garten, um das ganze Häuschen, lugten vor-

sichtig durch die Fenster. Man hatte den Eindruck, hier waren Fremde bei Fremden.

Ich wurde in diese unterkühlte Atmosphäre wenig später einbezogen als mir erlaubt wurde, im Garten Platz zu nehmen.

„Wir freuen uns für sie, Elke, das sie es nun endlich auch geschafft haben. Sie werden sicher froh sein, das alles hinter sich gelassen zu haben.“

„Ja. Ich wollte mich bei ihnen persönlich bedanken, für die vielen aufmunternden Worte, ihre Gaben, die Mutti mir mit in die Pakete gelegt hat.“

Hermann winkte lächelnd, müde ab.

„Das war doch selbstverständlich. Sie trinken doch sicher gern eine Tasse Kaffee. Ilse brüht ihn schon frisch auf. War die Fahrt hierher anstrengend?“

„Nein.“

Ich fing an über Autos zu plaudern, da kein Bedarf schien, mehr von mir und meinem Leidensweg in Hoheneck zu erfahren.

„Was? Höre ich da richtig. Sie träumen von einem Mercedes. Also, da kann ich nur warnen, lassen sie die Hände davon. Daimler verlangt allein für das Tür aufmachen schon 500 DM. Glauben sie mir, wir kennen hier die Gepflogenheiten. Hier muss man für alles bezahlen und je teurer das Auto, um so extremer bezahlen sie jeden Service. Sie sind noch neu, unerfahren. Das sei ihnen zugute gehalten, dennoch Hände weg, bauen sie sich erst einmal eine Existenz auf.“

Ich war dankbar, dass wir nach knapp zwei Stunden diese Idylle der abweisenden Spießigkeit verließen und zurück in den Bruchtorwall nach Braunschweig aufbrachen. Wir quatschten über alles, nur nicht über das für mich wie eine Eisdusche wirkende Erlebnis. Hatten die Schwiegereltern ihre Aufgabe verloren? Kleinen, in dem Fall Ex-Ostlern die Welt zu erklären oder waren sie nur empört, dass ihnen die 400 DM monatlicher Mieteinnahmen für eine ihrer Eigentumswohnung verloren gegangen war. Ich konnte Lutz und Sabine zunehmend verstehen, dass sie den Sprung aus dieser spießigen Welt nach Westberlin gewagt hatten.

Ich habe nicht einmal Austi von diesem Erlebnis berichtet, warum auch. Seit der Übersiedlung von Lutz im Juli 1981 wurde ihr von den Staatsorganen der DDR jeder Reiseantrag nach Westberlin oder Westdeutschland abgelehnt. So mit der stereotypen postalischen Zustellen ‚wir teilen ihnen mit, dass ihrem Ersuchen nicht stattgegeben werden kann‘.

Mutter war zur Geisel geworden, damit die zwei zum Klassenfeind mutierten Kinder nicht die große Weltpolitik gefährdeten, schließlich war ihr ältester

Sohn, unser Bruder Jürgen der Leibarzt von Willi Stoph, dem Ministerpräsidenten der DDR und Austis Schwager Mitglied des ZK der SED und Präsident der Interparlamentarischen Union der DDR, dem Gegenstück zu Willy Brandt in der Bundesrepublik.

Erst im Mai 1982 konnte sie in Marienbad, in der ČSSR, ihren Sohn in die Arme schließen. Und genau darüber sprachen wir an dem Abend, da zu diesem Wochenendtrip nicht nur alle Freunde aus Karlshorst gekommen waren sondern sie auch das Erlebnis der dritten Art hatten.

„Jürgen und Monika sind uns dort begegnet.“

„Was?“, mir war die Ungläubigkeit ins Gesicht gemeißelt.

„Na ja, ich habe ihn nicht gesehen, sonst hätte ich mich wahrscheinlich vergessen“, kürzte Lutz mein Erstaunen ab.

„Ich war mit Sibylle die Kleinen ins Bett bringen, Sacha, Janette und Julia. Am Tisch saßen nur Georg, Hilmar, Ossi, Elfi, Georgs Freundin Karin, Tatjana und Peter, Achim, und Sabine.“

Lutz drehte sich zu Sabine um, die bestätigend nickte.

„Wir saßen an einem Tisch, von dem wir die Eingangstür im Blick hatten. Da war so ein runder, brauner, schwerer Vorhang als Windschutz vor der Tür. Plötzlich vernahmen wir ein hysterisches Kreischen und Monika drängte Jürgen, der nach ihr das Restaurant betreten wollte zurück, wild gestikulierend. Wir waren alle ziemlich gelähmt. Monika verschwand, aber Jürgen kam förmlich in Zeitlupe auf uns zu, gab jedem die Hand, erkundigte sich, ob Lutz auch hier sei, was wir bejahte, drehte sich um und verließ den Raum. Als Lutz und Sibylle zurückkamen, kannst du dir ja die Aufregung vorstellen. Wir waren alle geschockt.“

„Als Sibylle und ich wieder im.... eintrafen, konnte ich es erst gar nicht fassen. Georg hatte uns ja schon einen Tag vorher erzählt, dass er Jürgen gesehen habe. Zwei drei Häuser neben unserem Hotel liegt so ein Regierungshaus, da habe er ihn reingehen sehen. War ja ganz offensichtlich keine Fata Morgana, was wir als Hirngespinnst von Georg angesehen haben.“

„Aber“, sinnierte Lutz laut, „ich kann mir gar nicht vorstellen, dass das ein zufälliges Treffen war. Schließlich wußte die Stasi wo wir wohnen und wann wir einreisen. Jeder der in die ČSSR einreisen will, muss ein Visum in der Podbielskiallee im Tschechischen Konsulat beantragen. Das dauert bis zur Genehmigung mindestens vier bis sechs Wochen. Die schleusen da alles über die Stasi, um zu sehen, ob man genehm ist oder um wenigstens nur die Daten weiterzugeben. Aber vielleicht wollten die nur sehen, wie wir reagieren oder es war wirklich nur Zufall?“

„Wenn ich dieser Drecksau begegnen würde, kann ich nicht für meine Reaktion garantieren. Nur wegen ihm und Monika haben wir so lange gesessen. Reine Sippenhaft, damit nichts aber auch gar nichts seine Karriere gefährdet, hat er uns über die Klinge springen lassen.“

Zum ersten Mal hörte ich die Story, wie Lutz in den letzten Tagen seiner Haft in einem Besucherraum für Diplomaten in der Haftanstalt Berlin-Rummelsburg Jürgen gegenüber gestellt wurde. Jürgen sollte ihn überreden in der DDR zu bleiben, seinen Ausreiseantrag zurückziehen und er bot sogar an, das nötige Equipment für die Behandlung des Typ-1-Diabetes von Julia zu ermöglichen. Lutz hatte abgelehnt. Er war wild entschlossen, den Kampf um das Verlassen der DDR fortzusetzen. Die Tatsache, dass er nur noch wenige Tage abzusitzen hatte, um, wie grotesk, als promovierter Chemiker eine ihm staatlich oktroyierte Stelle als Holzdisponent in Lichtenberg anzutreten, hatte ihn vor der totalen Verzweiflung gerettet. Ob als Bretterzähler oder hochqualifizierter Biochemiker, Lutz war nicht mehr bereit, seine Seele durch diese Diktatur weiterhin verbiegen zu lassen.

Das galt auch für mich. Sicher, ich wollte die Welt sehen, Freiheit genießen, aber das waren nur Gründe aus der zweiten oder dritten Reihe. Ich wollte meine Gesinnung nicht einem verlogenen Diktat opfern, damit die Spitze und ihre Helfershelfer ihre Machtgelüste wider dem eigenen Volk befriedigen konnten.

Wir diskutierten noch eine Weile hin und her, wägten Wahrscheinlichkeiten ab, ob es Zufall oder gezielte Konfrontation war. Aber so ist das mit dem Konjunktiv - könnte, hätte, würde, möglich wäre - es blieben alles nur wage Vermutungen, denn zu diesem Zeitpunkt konnte niemand ahnen, dass ein kleines, zähes, diktatorisches Staatsgefüge so mir nichts dir nichts implodieren würde.

Am nächsten Morgen machte ich auf den Weg zu Tante Lilo nach Augsburg. Mein Gott, heute würde niemand mehr zu einem Verwandten diese altmodischen Anreden wie Mutti, Vati, Tante oder Onkel sagen, das ist nicht cool. Bestenfalls zur Erklärung, so in der Art ‚ach übrigens, Elke ist meine Tante, die Schwester meines Vaters, na von Lutz.‘

Dabei war Tante Lilo nicht einmal eine Verwandte, nur eine der engsten Freundinnen unserer Mutti aus der Jung-Erwachsenen-Zeit. Eigentlich war Annemarie, die jüngere Schwester von Tante Lilo die wichtigste Schulfreundin von Austi. Sie haben alles zusammen gemacht, selbst Klavierunterricht hat Austi genommen, nur weil Annemie brilliant Klavier spielte. Aber dann

wurde Annemie von einer Kinderlähmung heimgesucht, zurück blieben Lähmungserscheinungen. Das Spiel war aus. Auch Austi rührte keine Taste mehr an, hoffend darauf, dass wenigstens die Lähmung des linken Armes sich zurückbilden würde, denn Annemie war zäh, kämpfte beharrlich, die Unversehrtheit ihres geschundenen Körpers zurückzugewinnen.

Austi musste Tante Lilo den Tod von Annemie 1944 auf dem Hauptbahnhof in Berlin überbringen. Sie erlag nicht einer unbehandelten Lungenentzündung im Rahmen eines Post-Polio-Syndrom. Es war eine Bombe, die den Luftschutzkeller traf, Annemie und ihre Mutter in den Tod riß, den Vater überleben ließ, der wie durch ein Wunder von meinen Großeltern aus den Trümmern mehr Tod als lebendig gezogen werden konnte. Tante Lilo brach in Schreikrämpfe aus, wurde mit ihren 23 Jahren schlagartig schwerhörig. Krieg hat seine eigenen Gesetze, er verschont niemanden, am wenigsten die Unschuldigen.

Tante Lilo zog sofort nach dem Krieg zu ihrem bayrischen Mann, blieb ihr Leben lang die helfende Hand für unsere Mutter und schloss auch uns Kinder in ihre stete Fürsorge ein. Ich freute mich, als ich an ihrer Haustür klingelte.

Es war eine wundervolle Woche. Ich schlief im Wohnzimmer, bekam jeden Morgen mein Frühstück ans Bett gebracht, lernte Augsburg kennen, wurde bei ihren Freunden eingeladen. Friedl Urban und seine Frau Gertl schlossen mich in die Arme, freuten sich, dass sie endlich die Tochter von Friedel kennenlernen konnte, luden mich zu ihrem Weiher ein, befragten mich zu allen Dingen, die in Hoheneck vorgefallen waren, wirkten aufgeschlossen und emphatisch. Friedl Urban übergab mir seine Korrespondenz mit seinem Freund Max Amling, einem Abgeordneten des Bundestages, der sich für meinen Freikauf engagiert hatte, denn, so betonte er lachend „man muss immer gegen Unrecht angehen“.

Bei der obligaten Flasche Wein klärte mich später Tante Lilo zuhause auf, dass Friedl Kommunalpolitiker in Augsburg ist, erster Kreisvorsitzender des DGB in ihrer Stadt, aber vor allem, dass er wegen seines Widerstandes gegen die Nationalsozialisten im KZ Dachau inhaftiert war.

Vielleicht war das der kleine feine Unterschied am Interesse von Unterdrückten in einem diktatorischem Regimes zu dem spießigen Erlebnis in Erkerode.

Der krönende Abschluss war das Beladen meines Autos mit diversem Schnickschnack. Etwas für die Seele - Schallplatten mit klassischer Musik, sowie Arztrömene und ein bisschen was für den Haushalt „hast doch noch

nichts“ wie bestrickte Kleiderbügel, Bettwäsche und Kochtöpfe.

Es folgte eine innigliche Umarmung und mein Versprechen schön vorsichtig generell und absolut korrekt in der Zone zu fahren. Die Fahrt von Augsburg über Nürnberg bis zum Brückenrasthaus Frankenwald war entspannend und dennoch wollte ich mir eine kleine Verschnaufpause dort gönnen, bevor ich mich auf die Transitstrecke begab. Mich erwartete ein wundervoll gepflegtes Ambiente, tolles, frisch zubereitetes, regionales Essen und ein wundervoller Blick auf die Autobahn in Richtung DDR.

Ich stutzte. Stand da wirklich seitlich an der Autobahn das Schild „Vergessen Sie nicht, Sie fahren weiter durch Deutschland“, geschmückt mit der schwarz-rot-goldenen Flagge? Ein Mahnmal, das jeden Reisenden aufrütteln sollte, dass er nicht durch ein Alien-Land, sondern durch ein Stück Heimat fährt? Ich war fasziniert.

Auf denn, du fährst durch ein Stück Heimat sagte ich mir, auch wenn die Kontrollen ein „Heimatgefühl“ nicht aufkommen lassen wollten. Beton über Beton, Absperrungen über Absperrungen und desinteressiert wirkende, Kommando gewohnte, stoische, uniformierte DDR-Grenzer, die mich schlussendlich Transit fahren ließen. Artig, wie versprochen, gondelte ich mit maximal 100 km/h dahin und reite mich, wie zugewiesen, vorschriftsmäßig in einer der langen Schlangen wartender Autos am Grenzübergang Dreilinden ein. Niemand war hier aus seinem Wagen gestiegen, es erschallte auch keine laute Musik oder fröhliches Lachen. Nein hier war man im dem Stück Territorium einer Reminiszenz an Deutschland, denn offensichtlich waren alle Autoinsassen in einer nonverbalen Hab-Acht-Haltung.

Plötzlich klopfte es an mein Autofenster und mir wurde von einem DDR-Grenzer befohlen, aus der Schlange heraus zufahren und seitlich zu parkieren. Was geht hier ab, dachte ich nur?

Hilflos schaute ich mich um, nahm die interessierten Blicke der anderen Autofahrer war, jedoch auch ihr schnelles Desinteresse als sie meinen Lada, diese Kommunistenkutsche, musterten.

„He Leute, ich bin keine Rot“, hätte ich am liebsten laut geschrien, „dieses Auto ist ein Relikt der Zerschlagung, Degradierung unserer Familie durch den Geheimdienst der DDR. Ich habe nur kein Geld, mir ein anders zu kaufen...“

Aber ich blieb stumm, fassungslos und konnte mich nur damit trösten, dass Westberlinern eine unerschöpfliche Solidarität nachgesagt wurde. Unendlich viele hatten über die Schikanen, festgehaltene Fahrzeuge sofort Meldung bei den westlichen Kontrollpunkten gemacht, wie im Westfernsehen von Ger-

hard Löwenthal in seinem ZDF-Magazin, dem RIAS, aber auch von Verwandten direkt berichtet worden war. Da reichte die lakonisch vorgebrachte Mitteilung „Verdacht des Mißbrauches des Transitabkommen“ und schon war derjenige rechtlos. Darauf war ich im Aufnahmelager eindringlich hingewiesen worden, dass warum auch immer die Verdachtskontrollen in diesem Jahr sprunghaft angestiegen seien, mir daher auch dringend angeraten wurde, die Transitwege nicht zu nutzen. Aber ich hatte nicht angehalten, nicht einmal getankt, mit keinem DDR Bürger gesprochen, niemanden aus meinem Auto zugelächelt oder einen Stinkefinger gezeigt - rein gar nichts war vorgefallen, was dieses Vorgehen rechtfertigte. Das roch nach reiner Willkür. Dennoch hoffte ich auf den fast legendären Zusammenhalt der Westberliner war fast legendär und dass sie mich auf „unserer Seite“ als festgehalten melden würden.

Ich verharrte angespannt, stoisch, hilflos um mich blickend, in meinem Auto. Nach einer gefühlten Ewigkeit, obwohl es nur zwanzig Minuten Wartezeit waren, wurde ich von einem Grenzer aufgefordert, ihm mit meinem Auto zu folgen. Rückwärts ging es, in Richtung DDR. Nach ungefähr 100 Metern wurde ich in eine große, leere Halle gewinkt und aufgefordert auszusteigen.

Ich war umzingelt von sechs Uniformierten.

„Bitte öffnen sie alle Türen, Motorhaube und Kofferraum.“

Während sie sich über meinen Wagen hermachten kam auch schon der nächste Befehl:

„Folgen sie mir!“

Der Satz war nicht unfreundlich vorgebracht, nur bestimmt, keinen Widerspruch duldend.

„Ich werde mein Auto nicht unbeaufsichtigt lassen“, erklärte ich kategorisch. Wie albern von mir. Ich kannte die Haltung, diesen Gesichtsausdruck, der besagte, dass ich ihnen allen am Arsch vorbei ging. Sie würden ihre Befehle durchführen, ihre Pflicht erfüllen. Es war ihnen egal, ob ich dabei Widerstand zu leisten gedachte oder auch nicht. Bei meiner Verhaftung in der Nacht zum 3. April 1980 wollte ich mir die Trennung von meiner Freundin nicht gefallen lassen, hatte sogar noch ein Fuß in die Tür gestellt und so was in der Art gezischt wie ‚sie können mich mal‘, als mich die zwei Stasifiguren flugs in die Luft gehoben hatten und in ein Verlies von knapp 1 x 1 Meter schmissen.

Nein, sich hier so zu verhalten war absolut kontraproduktiv, denn schließlich hatte ich noch Bewährungsstrafe. Widerstand gegen die Staatsgewalt? Das

wär's! Darauf warteten die ja nur.

Ich folgte daher, mir weitere Einwände verkneifend, dem Grenzer die eiserne Treppe hinauf in den ersten Stock, wurde in einen schmucklosen größeren Raum mit einem Holztisch und zwei Holzstühlen verwiesen. Dann schlug die Tür zu!

Noch war ich zuversichtlich, dass dieser Alptraum gleich vorbei ist. 10 Minuten, 20 Minuten, 30 Minuten. Ich konzentriert mich auf den Sekundenzeiger meiner Uhr - Nichts!

Geh zur Tür und dann nach unten, schau dir an, was da passiert. Ich öffnete die Tür und stand vis-à-vis vor dem Posten.

„Sie haben den Raum nicht zu verlassen“, wurde ich angewiesen.

„Ich muß dringend zur Toilette.“

„Ich begleite sie dorthin.“

Er stellte sich im Vorraum der Toilette auf. Ich durfte zwar die Tür vor dem Klo anlehnen, nicht verschließen. Es war fast wie zu unserem Stasi-Schauprozess in der Littenstraße als die Stasiangehörige mir beim Urinieren zusah. Ich wurde in meinen Raum zurück begleitet, erneut schlug die Tür zu und urplötzlich hatte ich nur noch Angst. Meine Gedanken rasten - was machen die mit meinem Auto? - legen sie Waffen rein, vielleicht Rauschgift? - nein doch wohl eher irgendeine dubiose Figur, die ich angeblich aus der DDR ausschleusen wollte. Die können machen was sie wollen, ich bin denen ausgeliefert. Noch mal, Elke, was können die machen. Alles, du bist Freiwild! Eine Stunde, anderthalb Stunden, zwei Stunden - noch immer lies man mich schmoren.

Nach knapp zweieinhalb Stunden wurde ich rausgeholt und zurück in die Wagenhalle begleitet. Auf einem Tisch lagen alle meine Habseligkeiten. Die Schallplatten, bestrickten Bügel, Kochtöpfe und die wenigen Bücher.

„Was sind das für Gegenstände?“

Mein Stimme überschlug sich fast vor Eifer, während ich einen schnellen Blick zum den Kofferraum sandte und mir erleichternd durch den Kopf schoss ‚leer, da liegt keiner drin‘.

„Das sind Geschenke, die ich von Verwandten aus Westdeutschland bekommen habe.“

„Von welchen Verwandten?“

„Tante Lilo, eine Freundin meiner Mutter.“

„Warum haben sie die erhalten.“

„Weil ich nichts besitze und sie mir eine Freude machen wollte.“

Kurze Pause in der stakkatohaften Befragung.



„Sie können die Sachen zurück in das Auto legen. Der Verdacht des Missbrauchs des Transitabkommens hat sich nicht bestätigt. Wir begleiten sie zum Kontrollpunkt.“

Zitternd stieg ich ins Auto, zitternd wurde ich in die wartende Schlange von Autos eingeschleust, zitternd fuhr ich unbeanstandet durch die Kontrollen, zitternd kam ich im Buckower Damm an.

Mein Körper bebte. Wen konnte ich anrufen. Tante Lilo? Wohl kaum. Sie würde gleich in Tränen ausbrechen. Austi? Nie! Sie hatte genug eigenes Leid zu tragen. Es würde sie niederknüppeln, wenn ich mich nicht beherrschen konnte.

Margrit anrufen? Das ging, ich hatte es ja ohnehin versprochen, mich zu melden, wenn ich aus Westdeutschland wieder eingetroffen bin.

„I..I...I...I, b..b...b...bin, w...w...w...ieder, daaaa?“

„Elke, was ist los, warum stotterst du. Hast du getrunken.“

„N....ein, B...b...iiiiin drrrrei Stuuunden ffffest gggehaaaltten wwworden.“

„Elke beruhige dich. Es ist alles gut. Du bist da. Dir kann keiner. Hast du was zu trinken? Bier oder so?“

Meine Sprache beruhigte sich bei diesem steten ruhigen Zureden von Margrit langsam und ich konnte zögerlich unter Weinkrämpfen und plötzlichem Schluchzen berichten.

„Elke, soll ich kommen?“

„Nein, ich schaff das schon. Die wollten mir Angst einjagen und es ist ihnen geglückt.“

„Trink ein Bier. Du bist frei. Dir kann keiner. Versuch zu schlafen, aber trink erst was. Wir telefonieren morgen wieder, okey!“

Irgendwie kam ich bei dem Bier zu Ruhe. Die Angst saß tief. Nie wieder Transit? Mich erneut reglementieren lassen?

NEIN, NIEMALS! ICH WAR FREI! - auch wenn es diesem diktatorischen Staat nicht passte. Ich werde auch in Zukunft weiter Transit fahren. Ich werde selbst über mein Leben bestimmen und es nicht aus Angst fremd bestimmen lassen. Ich werde jedoch nie wieder allein auch nur einen Kilometer durch das Hoheitsgebiet der DDR fahren.